



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 43.

Montag, 21. Februar

1927.

Die müde Diana.

Ein Polizeiroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

(13. Fortsetzung.)

„Was verdiene ich bei der Sache?“ fragte Carlotta sofort.

„Das kann ich jetzt noch nicht sagen, das kommt auf den Endwert der Sache an“, meinte Lutz ein wenig ungeduldig.

„Bekomme ich einen Kuß?“ fragte Carlotta zärtlich.

„Ja, aber nun weiter.“

„Was wollen Sie noch wissen?“

„Es würde mich vor allem interessieren, zu erfahren, ob die Begrüßung eine herzliche, kühle oder feindselige gewesen ist.“

„Ja“, machte Carlotta nachdenklich, „da muß ich erst mal nachdenken. Winter schien nicht gerade entzückt, aber ich lekte seine Mißstimmung auf den Ärger, den er empfinden mußte, ausgerechnet in dem Augenblick gestört zu werden, wo ich ihm einige Versprechungen für den Abend machte. Versprechungen über — na ja, Sie wissen ja wohl schon. Die beiden Fremden kamen sofort auf den Tisch zu und begrüßten Doktor Winter wie gute Bekannte.“

„Herzlich?“

„Das gerade nicht, mir schien mit einer etwas übertriebenen Höflichkeit, um nicht zu sagen, Ironie, aber ich kann mich auch hier täuschen, denn ich war durch das plötzliche Dazwischentommen der beiden selbst ein wenig perplex.“

„Was antwortete Winter?“

„Das weiß ich nicht, er antwortete in der gleichen fremden Sprache, machte eine entschuldigende Geste auf mich, und ich erhob mich sofort, da ich nicht stören wollte. Winter entschuldigte sich und sagte, daß es sich um Geschäftsfreunde handle, die bereits seit einigen Tagen hier in Frankfurt seien. Er bat mich, zu gehen, und verabredete schnell eine Zusammenkunft mit mir auf den Abend acht Uhr in der Vorhalle des Carlton-Hotels. Ich wartete vergebens bis einhalb neun Uhr und tröstete mich, da der Abend schon einmal angebrochen war, mit einem Fabrikanten aus Chemnitz, der mich zum Souper einlud. Am anderen Tage erfuhr ich dann, daß Winter ermordet worden sei, und da ich keine Schererei haben wollte, auch für langweilige Verhöre nicht zu haben bin, zudem Ruhm nicht leiden kann, da er mir früher, als er noch Sittenkommissar war, manchmal überflüssig: Schikanen gemacht hat, hielt ich den Schnabel.“

„Sie sind bei allen Fehlern doch ein intelligentes und auch kriminalistisch versiertes Frauenzimmer“, sagte Lutz ernst. „Haben Sie nicht sofort, als Sie den Tod Doktor Winters erfuhren, Zusammenhänge mit den etwas seltsamen ausländischen Bekannten gesucht?“

„Ja, zuerst vielleicht, ich überlegte mir natürlich auch, ob es nicht doch zweckmäßig sei, aufs Präsidium hinaufzugehen, als ich aber am folgenden Tag in der Zeitung las, daß der Fall bereits geklärt sei, daß die eigene Frau und ihr Liebhaber als Täter in Frage kämen, war für mich die Sache erledigt. Immerhin, heute morgen beim Aufstehen kamen mir doch wieder gewisse Bedenken, und ich entschloß mich, Sie aufzusuchen und Ihnen das wenige, was ich zu der Sache weiß, zu erzählen. Denn ich muß Ihnen offen gestehen, ich traue der Polizeibelehrung

nicht. Den Liebhaber, den Corell, kenne ich nicht, aber Winters Frau ist mir von Angesicht bekannt, und daß diese Tranließe ihren Mann erschossen haben soll, wollte mir nicht in den Kopf.“

„Warum nennen Sie Frau Doktor Winter eine Tranließe? Sie ist doch eine hübsche, elegante Frau?“

„Wenn schon. Ein sanftes, dummes Butzchen ist sie deshalb doch; ein Gänschen, das sich vorn und hinten betrüben läßt. Ich bin Menschenkennerin, Doktor, das wissen Sie auch, und meine Überzeugung geht dahin, daß Frau Teddy Winter niemals den Mumm aufgebracht hätte, ihren Mann niederzuschießen; aber schließlich täuscht man sich auch einmal. Stille Wasser gründen tief.“

Lutz hatte sich erhoben und vertauschte seinen Haus-smoking mit dem Straßenrod.

„Wohin so eilig?“ fragte die Tänzerin und schlug die Zipfel des Maulwurfschales um die Schultern.

„Ihre Angaben, Carlotta, sind von ungeheurer Wichtigkeit“, erwiderte Lutz. „Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. Haben Sie etwas Bestimmtes vor?“

„Für Doktor Lutz habe ich immer Zeit en masse“, erwiderte die Tänzerin übertrieben servil, aber mit einem zärtlichen Zittern in der Stimme.

„Dann kommen Sie mit, Carlotta. Es gibt für uns beide zu tun.“

Zehntes Kapitel.

Die Ermittlung zweier Ausländer, deren Signalement zudem noch genau bekannt war, konnte in einer Halbmillionenstadt keine allzugroßen Schwierigkeiten verursachen, wenn — was ja schließlich ohne weiteres anzunehmen war — die Gesuchten in einem Hotel oder einer Pension abgestiegen waren.

Der einfachste und schnellste Weg, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, wäre ein Gang nach dem Polizeipräsidium gewesen und die Fremdenzettel der Hotels einzusehen. Lutz wollte aber von dieser Maßnahme keinen Gebrauch machen, da es ihm nicht erwünscht war, die Polizei auf eine neue Fährte zu leiten, eine Fährte, die zudem durchaus noch nicht deutlich war, wenn sie auch nach Meinung Lutz' in die Höhle des gesuchten Wildes führen mußte.

Er wählte daher den zweiten, etwas beschwerlicheren und umständlicheren, aber nicht minder sicheren Weg, der persönlichen Nachfrage in den diversen Hotels der Stadt. Mit Carlotta Petersen machte er sich gemeinsam an die Arbeit. Nachfragen im Frankfurter Hof, Imperial und einigen großen Fremdenkarawansereien am Hauptbahnhof blieben aber erfolglos. Nirgends waren zwei Ausländer, auf die Carlottas Beschreibung auch nur annähernd paßte, abgestiegen. — Ein wenig verärgert verließ Lutz ebenfalls mit einem negativen Bescheid die „Rezeption“ des Carlton-Hotels, als er Carlotta Petersen über den Bahnhofspfad eilen sah. Aus ihren lebhaften Bewegungen glaubte er unsicher schließen zu können, daß seine Agentin anscheinend mit mehr Glück operiert hatte.

Carlotta kam erregt und ein wenig außer Atem auf

ihn zu, ein zufriedenes Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Ich habe die beiden“, sagte sie. „Sie wohnten im Bristol.“

„Wohnten?“ wiederholte Luz.

„Ja, sie sind vor drei Tagen abgereist, nach Hamburg.“

„O weh“, meinte Luz, und betrat mit betont enttäuschten Mienen von dem Mädchen gefolgt das Hotelvestibül. „Hamburg ist schon faul“, sagte er. „Übersee!“

„Möglich, na wir werden hören“, beruhigte Carlotta. „Der Hoteldirektor ist zu jeder Auskunft bereit.“

Der Geschäftsführer des Hotels Bristol erwartete Luz mit recht gemischten Gefühlen, die dieser schließlich verstehen konnte, da keine Hotelleitung es mit der Kriminalpolizei oder mit Personen, die ihr nahestehen, gern zu tun hat.

Luz beeilte sich daher auch sofort, den Direktor darüber aufzuklären, daß sein Besuch keine irgendwie gearteten Eskerereien im Gefolge habe. „Es handelt sich“, versicherte er, „um eine einfache Auskunft über zwei Personen, die bereits vor drei Tagen abgereist sein sollen. Zwei Ausländer. Mann und Frau.“

„Ich bin im Bilde, Herr Doktor“, erwiderte der Direktor höflich, mit einem Blick auf seinen Oberkellner, einen großgewachsenen blonden, jungen Mann mit den Allüren eines Weltmannes. „Sie suchen Herrn Capitain Raoul da Riveleiro und Frau?“

„Der Name ist mir bisher noch unbekannt gewesen“, erwiderte Luz und nahm Platz. „Ich suche zwei Portugiesen oder Brasilianer, ob Ehemann und Ehefrau weiß ich auch noch nicht. Dies alles sowie noch eine ganze Anzahl weiterer Details hoffe ich von Ihnen zu erfahren.“

Der Direktor blätterte in den Kopien der Fremdenzettel, die in einem Block zusammengeheftet vor ihm lagen.

„Hier ist die Anmeldung, Herr Doktor“, sagte er. „Herr Raoul da Riveleiro, Capitaine d'artillerie, Rio de Janeiro. Frau Carmencita da Riveleiro ebenda. Angeworben aus Berlin am 11. 11., abgereist am 16. nach Hamburg. Also vor drei Tagen. Die beiden bewohnten die Zimmer 134 und 135 im zweiten Stock.“

„Ein Ehepaar?“

Der Direktor zuckte bedauernd die Achseln und sah den Oberkellner fragend an. „Sie hatten jedes ein Zimmer mit einem Bett“, sagte dieser, „ob sie verheiratet waren, richtiggehend verheiratet, weiß ich natürlich nicht.“

„Kamen Sie mit den Gästen näher in Berührung?“ fragte Luz den Oberkellner.

„Gewiß, morgens beim Frühstück und auch ab und zu bei den Mahlzeiten, die sie nicht regelmäßig, aber doch häufig hier im Hotel einnahmen.“

„Sprachen die Gäste Deutsch?“

„Der Mann sehr gut, die Frau nur wenig, beide sprachen vorzüglich Französisch.“

„Welcher Sprache bedienten sie sich untereinander?“

„Portugiesisch.“

„Verstehen Sie denn Portugiesisch.“

„Sprechen, nein, oder nur wenig, aber ich verstehe manche Sätze.“

„Sind Sie sicher, daß es kein Spanisch oder Italienisch war?“

„Ganz sicher, Herr Doktor, diese beiden Sprachen beherrsche ich selbst ziemlich gut.“

„Hatten die Gäste Verkehr mit anderen Gästen, bekamen sie Besuch?“

„Das erste weiß ich nicht, das letztere kann ich behaupten. Zweimal war ein Herr hier, der beide Male mit ihnen zu Abend speiste.“

„Wie sah der Herr aus?“

Der Oberkellner überlegte einen Augenblick, bevor er antwortete.

„Ich erinnere mich nicht mehr genau und müßte einen meiner Kollegen fragen.“

„Das kann nachher geschehen“, warf Luz ein. „Sie haben den Gast, der nach Herrn und Frau Riveleiro fragte, aber gesehen?“

„Jawohl, zweimal, ich erinnere mich jetzt auch, es war ein großer, gutgewachsener, breitschultriger Mann, mit einem markanten Gesicht, glatt rasiert und dunklen Haaren.“

„Sein Alter?“

„Vielleicht vierzig bis fünfundvierzig Jahre.“

Luz wechselte mit Carlotta einen schnellen Blick des Verständnisses.

„War der Herr auch ein Brasilianer?“

„Nein, ich glaube nicht, er sprach Deutsch wie Sie und ich, allerdings auch gut Portugiesisch, denn die drei bedienten sich bei Tisch ausschließlich dieser Sprache.“

„Erinnern Sie sich an die Art und Weise des Zusammenseins, das heißt, um mich präziser auszudrücken, hatten Sie den Eindruck, daß der Besucher ein Freund oder ein Feind der Ausländer war?“

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, Herr Doktor.“
(Fortsetzung folgt.)

Es schneit!

Schneewollen wälzen sich von Norden her
Und legen über Wäldern tief und schwer.

Noch treibt ins Aferlose harter Wind
Die Mäden, die voll Erdensehnsucht sind.

Da streift auf Bergeslamm der höchste Baum
Mit weichem Wipfel weißen Wolkenjaum.

Die erste Glode löst sich zitternd los
Und sinkt und sinkt von Ast zu Ast aufs Moos.

Weit klaffend öffnet sich das Vulkantor,
Und tausend Gloden stürzen wirbelnd vor.

Der Wind verehbt. Und weiß und weich und weit,
Senkt sich der Himmel erdenwärts. — Es schneit.
Siegfried von Vegesack.

Der Buschmann in Südafrika.

Von Max Kendenbach.

Einst durchzog der Buschmann als alleiniger Besitzer des Landes ganz Südafrika. Doch allmählich wurde er von den eingewanderten Hottentotten und den verschiedenen Bantustämmen aus allen besseren Gebieten verdrängt, so daß ihm heute nur mehr die wüstenähnliche Kalahari und einige dürre Nachbargebiete belassen sind. Auch in der öden Namib in Südwestafrika schwärmen kleine Trupps umher. Doch ist es mit Sicherheit noch nicht festgestellt, ob es sich hier um reine Buschleute oder um Mischlinge zwischen ihnen und versprengten Hottentotten handelt. Bei den erbitterten früheren Rassekämpfen in Südafrika, wo es sich mit der Besitznahme des Weidelandes um Sein oder Nichtsein handelte, wurde mancher kleine Stamm ausgerieben oder zerstreut.

Die Buschleute lebten von altersher hauptsächlich von der Jagd, besaßen höchstens wenige Stücke Kleinvieh und machten sich bei ihren Nachbarn als unverbesserliche Viehdiebe äußerst unbeliebt. Deshalb wurden sie wie schädliche Raubtiere verfolgt und im günstigsten Falle zu Sklaven gemacht. Die wenigen, welche man außerhalb der Kalahari zu Gesicht bekommt — in der Kapkolonie und den alten Burenstaaten gibt es überhaupt keine mehr — haben mit den Hottentotten große Ähnlichkeit. Dunkel-gelbbraun von Farbe, erreichen sie eine Größe von 1,40 bis 1,50 Meter. Gesicht und Schädel sind fast rund, und mit ihren kurzen, plattgedrückten Nasen sind sie ein Bild der Häßlichkeit. Die Kopfschädel stehen in kleinen, traurigen Köllchen, der Bart ist wenig entwickelt, während die leberartige Haut des übrigen Körpers kaum die Spuren von Behaarung aufweist und von einer Schnurkruste bedeckt ist, welche sie noch brauner erscheinen läßt und ein nichts weniger als angenehmes Parfüm ausströmt. Steatorrhöe — starker Fettanflug an der Rückenverlängerung — ist bei den Buschweibern noch mehr als bei den Hottentottenfrauen zu beobachten, oft rechtliche Fettpolster. So sehr die braunen Gesellen das freie, ungebundene Umherstreifen lieben, haben sich doch einige gemunacht gesehen, auf Farmen in Dienst zu treten, wo sie lediglich als Jagdgehilfen und Viehwächter Verwendung finden. Zählen kann der Buschmann nicht, und trotzdem entgeht kein Stück der ihm anvertrauten Schafe und Ziegen seiner scharfen Beobachtungsgabe. Ein gefährliches Raubtier wittert er schon aus großer Entfernung und weiß dies bald unschädlich zu machen oder wenigstens dessen Angriffs vorzubereiten. Wie

ein Spürhund betrachtet er auch die unbedeutendsten Gegenstände am Boden. Wenige umgebogene Grashalme oder ein Steinchen, das nicht genau in der kleinen Vertiefung liegt, die es beim letzten Regenschall erhalten hat, gibt ihm zu denken. Ohne genaue Fußspuren zu benötigen, weiß er sehr bald, wer diese Veränderung hervorgerufen hat und ob dies kürzlich geschehen ist. Sein scharfes Auge läßt ihn Gegenstände auf Entfernungen unterscheiden, wo ein anderer Eingeborene noch lange keine sicheren Schlüsse gezogen hat. In ausgedörrter Steppe, wo oft alles von Flugand oder feinem Staub bedeckt ist, weiß er sofort die von ihm so geschätzten Zwiebeln und sonstigen Knollenfrüchte zu finden, auch wenn er zum erstenmal an der betreffenden Stelle verweilt. Keine Wasseransammlung, liege sie tief unter dem heißen Sand des ausgetrockneten Flußlaufs oder in einer engen Felspalte, entgeht ihm. Wie das Wild wittert er sie. Hier stillt er seinen Durst für Tage und füllt auch noch einen Flaschenkürbis oder die Schale eines Straußeneis. In Ermangelung jeglichen Wassers genügt ihm auch der Saft einer Wüstenpflanze oder einer wilden Melone, welche dank ihrer dichten, wachsartigen Haut das begehrte Naß monatelang trotz Trockenheit und Sonnenbrand bewahren.

Tage wirklicher Nahrungsnot hat der Buschmann nicht so häufig, als vielfach angenommen wird. Wo es viel Wild, wie Antilopen, Strauße, Stachelschweine, Erdferkel und Wildbühner gibt, weiß er sich seinen Anteil zu sichern. Sonst jagt er nach Erdschnecken, Klippeschnecken, Schildkröten und Mäusen oder stillt seinen Hunger mit Heuschrecken, Eidechsen, Termiten und Raupen. Auch Schlangen verschmäht er nicht und gibt sich bei kleinem Frühstück auch nicht die Mühe des Bratens. Unglaublich ist seine Ausdauer und Schnelligkeit auf dem Marsch. Im offenen Felde kann ihn der Reiter auf die Dauer nicht schlagen. Im Busch oder zerrissenen Gelände ist er immer im Vorschein und findet noch hinreichend Zeit, kleine Lederbissen vorher genannter Art zu sammeln und während seines leichten Trabs zu verschlucken.

Schweres Reisegepäck behindert ihn ebenso wenig wie überflüssige Kleidungsstücke. Ein umgehäutes Fell, irgendwo gefundene Kleidungsstücke, eine kleine selbstverfertigte Tasche für Feuerstein, Messer und Pfeilspitzen, und irgend ein Behälter für etwas Wasser, genügen ihm vollkommen. Wandert eine ganze Familie zusammen, so hat sie noch einen schmierigen Kochtopf, etliche alte Konservendosen und einige Felle zur Herrichtung des Lagers. Die Wohnfrage macht ihm kein Kopfzerbrechen. Eine schnell gegrabene Vertiefung im Sand, wenn möglich im Schutze eines Busches oder Felsens, ausgelegt und überspannt mit einigen Fellen, ist für ihn eine befriedigende Behausung. Nur dort, wo die Familie für längere Zeit ausnahmsweise sich niederläßt, bequemt man sich zum Bau einer einfachen Hütte aus Buschwerk und Fellen.

Alles kann der Buschmann in der Not entbehren, nur nicht seine Waffen. Der Kirri ist ein dünner Stock aus hartem, elastischem Holz, an dessen Ende ein dicker Wurzelknollen befestigt ist. Er versteht es, mit einer solchen Kraft und Sicherheit seinen Kirri zu führen oder zu schleudern, daß ein Mensch oder ein Bod mit zertrümmertem Schädel zusammenbricht. Das Gewehr ist ein selten zu erscheinender Luxus, aber der Bogen genügt auch seinem Zweck vollkommen. Entsprechend der Größe des zu erlegenden Wildes sind seine Pfeile sehr verschieden. Auch solche mit vergifteten Spitzen besitzt er. Das Gift entnimmt er verschiedenen Euphorbien, vor allem dem Milchbusch. Es ist nicht kräftig genug, um sofort zu wirken, doch unser kleiner Nimrod hat Zeit. Er denkt nicht daran, das angeschossene Tier sogleich zu verfolgen. Er weiß ganz genau, wie lange es dauert, bis das Gift wirkt oder wann das Wild durch Blutverlust ermattet zusammenbricht. Deshalb nimmt er bei größeren Tieren erst geraume Zeit nach dem Schuß die Verfolgung auf, ohne sich die geringste Sorge zu machen, die Spur zu verlieren. Gewöhnlich trifft er bei seiner Beute ein, noch bevor sie verendet ist. Bei vergifteten Pfeilen werden die Fleischstücke in der Nähe der Schußstelle herausgeschnitten und dann gierig noch vorhandenes Blut getrunken. An schnell entflammtem Feuer große Fleischstücke oberflächlich gebraten und so lange an Ort und Stelle den Freunden des Mahles gehuldet, bis das letzte Stückchen verzehrt ist. Hyänen und Schakale haben keine große Nachlese zu halten, wo eine Buschmanns-Familie getafelt hat. Häufigstens erinnern die Knochen und einige Eingeweide daran. Letztere werden aber sehr oft auch verzehrt, und Mark enthalten die Knochen nicht mehr.

Die Jagd ist für den Buschmann nicht nur Lebensbedürfnis, sie ist für ihn zugleich Sport und Unterhaltung. Hier entfaltet er seine unglaubliche Ausdauer, Gewandtheit und Überlegung. Hat der kleine, verschlagene Mann eine Giraffe, ein Hartbeest oder einen Büffel aufgespürt, so ruht er nicht eher, bis er seinen verderbenbringenden Giftpfeil

angebracht hat. Meistens genügt ein solcher nicht, und solange muß er sein Opfer verfolgen, bevor er durch weiteres Pfeile seinen Zweck erreicht. In der Handhabung seines Bogens ist er Meister. Nicht einmal benötigt er sein Ziel klar vor Augen. Ein federleichter, mit schwerer Spitze bewehrter Pfeil wird schräg in die Luft geschossen, daß er über dem in Deckung liegenden Wild seine Flugkraft verliert und letzteres, von oben treffend, erlegt. Im Beschleichen nimmt er es mit jeder Wildtake auf. Ihn verrät kein unvorsichtiges Geräusch. Fest an die Erde gekniet, benützt er jeden Busch und Stein sowie die kleinste Bodenerhebung als Deckung. Reagungslos vermag er geraume Zeit in einer Stellung zu verweilen, die einem weissen Jäger auch auf Minuten unerträglich wäre. Nie hat er auf seinen Jagdsügen einen Hund bei sich, der ihn auf seinen Schleimspaden nur verraten könnte, ohne ihm wesentliche Dienste zu leisten. In die Haut eines erlegten Straußes gehüllt, weiß er diese so geschickt zu tragen, daß die so äußerst vorsichtigen Nefelvögel ihn abnungslos herankommen lassen und entweder seinem Kirri oder seinem Pfeil erliegen. Auch ihre Nester, mögen sie noch so versteckt angelegt und tagsüber mit Sand und Geröll sorgsam bedeckt sein, weiß er bald zu finden. Besonders beachtenswert sind ihm angebrütete Eier, ganz gleichgültig, von welchem Vogel sie kommen. Auf die Herstellung seiner Jagdgeräte, zu denen auch Schlingen, Fanggarn und selbst Fallgruben gehören, wendet er die größte Sorgfalt und einen bewundernswerten Scharfsinn an. Sonst betreibt er aber kein Gewerbe. Doppelt merkwürdig sind deshalb die sogenannten „Buschmannszeichen“. Es sind hieroglyphenartig eingemeißelte Darstellungen von Menschen und Tieren, die man auf ebenen Felsflächen an vielen Plätzen Südafrikas findet, wo sich Buschmänner aufgehalten haben. Ganze Jagdszenen habe ich gesehen, wo man die einzelnen Tiere unschwer unterscheiden konnte, darunter solche, die in der betreffenden Gegend schon längst nicht mehr anzutreffen sind. Ob diese Bilder — manche sind schlechte Nachahmungen, welche von hottentottischen Völkern gemacht wurden — zur gegenseitigen Verständigung dienen oder einen anderen Zweck hatten, ist nicht bekannt. Der Buschmann gibt nicht gern über sein Tun und Treiben Auskunft und vermeidet nach Möglichkeit jedes Zusammentreffen mit anderen Menschen, das ihm selten einen Vorteil gebracht hat. Nur er auf seinen Wanderungen Jagdgebiete kreuzen, so besorgt er dies meistens bei Nacht. In menschenleeren Gegenden findet man zuweilen frische Feuerstellen, die nur von Buschleuten herrühren können. Von ihnen selbst ist keine Spur zu entdecken. So an den trostlosen, von anderen Eingeborenen kaum betretenen Küstenstreifen. Die wenigen Wasserstellen, meistens in Form von spärlichen Ansammlungen des Niederschlagswassers in Felspalten, sind ihnen genau bekannt, während Eier und junge Brut der zahlreichen Seevögel sowie angeschwemmte Muscheln, Quallen und sonstige Meeresbewohner ihren stets hungrigen Magen reichlich versorgen. Auch Kadaver toter Robben und Vögel werden nicht verschmäht. Irgendwelche Geräte zum Fischfang scheinen sie nicht zu besitzen.

Geschichtchen aus der Straßenbahn.

Christa, das Kindchen.

Es ist früh morgens. Die Leute, die in der Straßenbahn sitzen, sind noch ein wenig verschlafen und schlecht gelaunt. Weil es regnet, und weil im Bureau, im Laden, in der Werkstatt die Arbeit auf sie wartet. Sie machen mühsam, zerknitterte Gesichter und starren gelangweilt vor sich hin.

Eine junge Frau — ein Kind auf dem Arm, eine Reisetasche in der Hand — steigt ein.

Wie unvernünftig, denken die Fahrgäste, mit einem kleinen Kinde so früh schon herumzulaufen! Wenn es nur nicht anfängt zu schreien! Und sie betrachten Frau und Kind mit großer Mißbilligung.

Der Regen schlägt klatschend auf das Dach und gegen die Fensterscheiben. Im Wagen spricht niemand. Es ist ganz still.

Aber da jauchzt in diese Stille der Langeweile das Kind hinein. Es hat die Zeitung entdeckt, in der der Herr nebenan liest, und nun kräht es etwas Unverständliches, strampelt mit den Beinchen, patscht in die Händchen und freut sich unendlich über das Stück Papier. Unbeobachtet verschluckt die runden, rosigen Fingerchen, es zu haschen. Die Mutter blickt wie um Entschuldigung bittend in die starren Gesichter der Fahrgäste. „Pst!“ macht sie, „das darf Christa nicht!“

Der Herr kommt hinter der Zeitung zum Vorschein. Es ist ein älterer Herr, dessen rundes Gesicht mit dem dichten,

Pulslosen Schnurbart blodere Gemütslichkeit verrät. Als das Kind ihn erblickt, macht es große, verwunderte Augen und ist ganz still. Dann aber jubelt es in den mähmütigen Morgen hinein: „Papa!“ Jubelt laut und deutlich: „Papa!“ Und alle haben es gehört!

Die junge Mutter wird sehr rot und verlegen, die Fahrgäste lächeln, der Herr mit der Zeitung lacht im höhnenden Haß. Er beugt sich vor und fragt: „Wie heißt denn das Kindchen?“

Und das Kindchen sagt: „Tiffa!“

Tiffa! O, das ist aber ein schöner Name! Und so früh ist Tiffa schon aufgestanden!“

„Aufgestanden!“ Die Kleine nicht sehr ernsthaft. Kein Zweifel, der ältere Herr gefällt ihr, sein buschiger Schnurbart hat es ihr angetan. Sie tappt mit den dicken Armbchen in der Luft umher, will von der Mutter fort und zu dem Herrn hin. Der hält ihr den gewaltigen Spasierstock hin, macht mit erhobenem Zeigefinger „Dudu!“ und „Kieks!“ Und Christa lacht und fräht und trampelt und quiekt.

Die Fahrgäste werden munter, sehen und hören zu und lachen mit. Haben vergessen, daß es regnet.

Am Bahnhof steigt die junge Frau aus. Christa muß „Wintewinle“ machen, und alle nicken ihr lächelnd zu.

Die Straßenbahn fährt weiter.

Das Lächeln auf den Gesichtern stirbt. Die Mienen werden wieder mähmütig und übelgelaunt. Man erinnert sich, daß es regnet, und daß die Arbeit wartet.

Spanisch Leder.

Der zarte Duft von „Spanisch Leder“ weht durch den Wagen. Eine schöne Frau ist eingestiegen. Eine sehr schöne, eine elegante Frau! Eine Dame in Pelzjacke und modernem Rod von wohltuender Kürze.

Der Herr, der starrumseht die letzten Börsenberichte las, legt die Zeitung beiseite, und sein Gesicht wird freundlicher. Der Jüngling in der Ecke links, zupft den Schlips zurecht und legt, sich als vollkommener Mann von Welt zu erweisen, die Beine übereinander. Der Herr mit dem bemerkenswerten Andraßbart läßt diesen Mannesschmuck liebesvoll durch die Finger gleiten und starrt sich an, das blaßierte Lächeln des Lebemanns um seine bläulichen Lippen zu zaubern. Der ältere Herr setzt seine Hornbrille auf, nicht ohne sie vorher sorgfältig gepußt zu haben. Der feine Herr zieht den rechten Handschuh aus, streicht sein Kinn, knöpft den Mantel auf, knöpft ihn zu, ist auf jede Weise bemüht, den glitzernden Brillantring am kleinen Finger ins rechte Licht zu setzen. Der Herr mit dem gemtsbarkeitsmüden Stutzen, der sich bisher — sehr unter Gähnkrämpfen leidend — von seiner dicken Gattin unterbalten ließ, hört ihr nicht mehr zu.

Der zarte Duft von „Spanisch Leder“ weht durch den Wagen.

Die schöne Frau scheint es nicht zu bemerken, daß die Augen der männlichen Passagiere ihr zu Ehren ein Riesenspektakel-Galafenerwerk prasseln. Oder ist sie es gewohnt, ist es ihr eine Selbstverständlichkeit? Sie sitzt sehr gerade da, sieht unverwandt vor sich hin, blickt in erhabener Gleichgültigkeit an allen vorbei.

Und dann steigt sie aus, die schöne Frau.

Die Herren sehen ihr nach.

Die Straßenbahn fährt weiter.

„Geschmacklos, diese kurzen Röcke!“ stellt die dicke Gattin fest.

„Och“, sagt ihr Mann, „es kommt darauf an...“

„So!“ „Es klingt sehr spitz, sehr streng und mißbilligend, dieses „So!““

Der Herr mit dem Gernbart steht seine Frau an, denkt an die zarten Linien der Beine, die eben hinausgingen, und lächelt schmerzlich.

Man liest wieder mit unwilliger Stirn Kursberichte. Man setzt sich wieder artig hin. Man lächelt nicht mehr lebemannisch. Man nimmt seine Brille wieder ab. Man steckt seinen Handschuh wieder an.

Der letzte Hauch von „Spanisch Leder“ ist verweht.

Hygiene und Heilkunde

Der Grippe-Erreger entdeckt? In englischen ärztlichen Kreisen erregt eine Mitteilung großes Aufsehen, die sich in der angesehenen Fachzeitschrift „Lancet“ findet. Zwei Brüder, die Doktoren David und Robert Thomson, glauben, den solange gesuchten Grippe-Erreger gefunden zu haben. Sie arbeiten bereits seit langem auf diesem Gebiete in dem Bisset-Thomson-Laboratorium des St.-Paul-Krankenhauses. Als vor etwa sechs Wochen einer der beiden Ärzte an Grippe erkrankte, schienen ihnen das eine günstige Gelegenheit, um an sich selbst Versuche vorzunehmen. Bakterien

aus dem Nasenausfluß wurden auf einen künstlichen Nährboden verpflanzt, und ebenso wurden Keime aus dem Blut des Kranken gezüchtet. Sie hatten bereits früher einen Keim, den sie „Bacterium pneumonifera“ nannten, isoliert und für den Erreger der Grippe gehalten. Zu ihrer Überraschung entwickelte sich jetzt nicht dieser Keim, sondern ein anderer, der sowohl vom Nasenausfluß wie aus dem Blut erhalten wurde. Dieser neue Keim ist ein Streptokokkus, während man als Ursache der Grippe bisher einen Bazillus vermutete. Die beiden Ärzte behaupten nun, daß die Influenza durch den Streptokokkus zunächst in der Nase hervorgerufen und dieser dann in den Blutkreislauf gekommen sei.

Muß man sich operieren lassen? Es ist eine lebhaft umstrittene Frage, ob ein Chirurg auch ohne Zustimmung eines Patienten diesen operieren darf. Ein Gericht zu Liverpool hat kürzlich ein Urteil gefällt, das auch bei uns Beachtung finden dürfte. Die Klägerin war eine Frau Madocks, die den Liverpooler Arzt Dr. George Wilson verklagt hatte, weil er sie, ohne sie zu befragen, einer Operation unterzogen hatte. Der Rechtsbeistand der Klägerin berief sich dabei auf ein vor 160 Jahren erlassenes Gesetz, das bestimmt, daß der Arzt nur in Ausnahmefällen zur Operation eines Patienten schreiten darf, und zwar nur dann, wenn der Patient infolge eines Unfalls bewußtlos eingeliefert wird und eine Operation unbedingt notwendig erscheint, um das Leben der Verunglückten zu retten. In dem vorliegenden Fall aber war Frau Madocks bei klarem Bewußtsein in das Krankenhaus gekommen und hatte nur dem Arzt die Ermächtigung gegeben, sie zum Zweck einer genauen, schmerzhaften Untersuchung zu chloroformieren. Der Verteidiger des Beklagten wies scharf darauf hin, daß die Operationserlaubnis in dieser Ermächtigung zum Chloroformieren mitinbegriffen gewesen sei, und da die Sachverständigen weiterhin erklärten, daß eine Verschiebung der Operation den Tod der Frau Madocks hätte zur Folge haben müssen, wurde Dr. Wilson von den Geschworenen freigesprochen.

Frauen-Zeitung

Welcher Mann ist interessant? „Welche Männertypen werden von Frauen für interessant gehalten?“ Diese „interessante“ Frage behandelt eine führende Dame der englischen Gesellschaft, die Viscountess Curzon, in einem Londoner Blatt. „Ich möchte sagen“, so führt sie aus, „daß ein Mann, der klug und eigenartig aussieht, interessant ist. Vieles ist die Ansicht verbreitet, und zwar unter Männern, daß Frauen den besonders männlichen Mann bewundern. Aber dies ist durchaus nicht der Fall. Die meisten Männer, die die größte Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht ausüben, haben stets auch weibliche Züge, weil sie nur dadurch ins Auge fallen, die Frauen zu verstehen und durch ihr Verständnis ihre Liebe zu erringen. Der Mann der germanischen Rassen ist zwar aufopfernd und großmütig, aber in der eigentlichen „Kunst der Liebe“ dem Romanen unterlegen. Deshalb werden von so vielen germanischen Frauen romanische Männer interessant gefunden. Ein Herr kann sehr interessant aussehen, aber wenn er ein häßliches Organ hat, dann verliert er seinen Reiz sofort, wenn er spricht. Eine schöne Stimme ist einer der stärksten Reize, den die Frau empfindet, und nicht viel weniger wichtig ist das Lächeln. Aber dieses Lächeln muß natürlich sein; ein gezwungenes Lächeln verführt niemanden. Ich meine, daß verschiedene Frauentypen von verschiedenen Männern angezogen werden. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß sehr große Männer nicht interessant wirken, denn sie sind meistens unbeholfen und eckig. Der große Mann wird der kleinen Frau interessant erscheinen, aber im allgemeinen liebt die Frau die Durchschnittsgröße, die am besten zu ihr paßt. Unter den einzelnen Berufen besitzt der des Seemanns eine starke Anziehungskraft für Frauen, denn diese glattrasierten, weitergebräunten Männer sind zugleich von einem gewissen Hauch des Abenteuers und der Gefahr umwittert. Aus ähnlichen Gründen schwärmen viele Frauen für Sportsleute, und auch der Soldat verbannt den „männlichen“ Eigenschaften seine Beliebtheit beim schwächeren Geschlecht. Der Typus des Juristen fesselt durch die Klugheit des Ausdrucks, hat aber häufig etwas zu Hartes und Schabes. Der künstlerische Typ des Mannes dürfte wohl der eigentlich interessanteste sein, der durch seine Feinsinnigkeit und Beweglichkeit gewinnt. Wo ist der Mann, der Körperschönheit, Klugheit und seelischen Reiz in sich vereinigt? Er ist ebenso selten wie der ideale Liebhaber, der einer Frau treu und selbstlos anhängt. Wohl kaum ein Mann vereinigt all diese Eigenschaften in sich.“